

# Das Unterhaltungs-Blatt

## Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 235.

Dienstag, 8. Oktober.

1929.

(10. Fortsetzung.)

### Wettlauf um Ellinor.

Roman von Senta Medel.

(Nachdruck verboten.)

Von neuem überfiel ihn sein Schicksal.  
„Mr. Weesly“, sagte er noch einmal, aber Weesly wandte sich eben zur eintretenden Sekretärin:

„Wir wollen schreiben!“

Smith öffnete noch einmal den Mund. Er wollte etwas sagen, aber er brachte keinen Laut hervor. Es war ja auch egal, es hatte sowieso keinen Zweck mehr.

Smith griff nach dem Hut und ging. Er biß sich auf die Zunge vor Wut, Erniedrigung und Elend. Er haßte Weesly, er haßte ihn so sehr, daß er das Blut auf der Zunge spürte. Aber schuld an allem hatte diese Ellinor. Nun, deren Stunde würde noch kommen! Langsam, wie ein alter Mann, ging er die Treppe herunter. Verwundert schaute ihn der Portier an.

In wenigen Minuten hatte sich im Verlagshaus die Kunde verbreitet:

„Jules Smith ist geschoßen!“

13.

Chung Li schloß die Haustür der kleinen Villa sorgfältig ab. Er überzählte noch einmal genau alle Schlüssel und verglich sie mit seiner Liste.

Er nidte zufrieden. Sein Dienst war beendet. Ellinor hatte gestern das Haus verlassen und hatte sich ein anderes Quartier gesucht. Sie fühlte sich seit ihrer Begegnung mit Jules Smith nicht mehr sicher, sie wollte ganz wo anders hin. Keiner sollte wissen, wo, selbst Chung Li durfte sie nicht begleiten. Ellinor hatte den Plan gefaßt, in dem unendlichen Heer der Angestellten und Arbeiter unterzutauschen, einmal das Leben derer zu führen, die morgens in aller Frühe aufstehen, um zur Arbeit zu gehen.

Ellinor hatte nur einen kleinen Koffer mitgenommen, ein paar einfache Kleidchen, etwas Wäsche, ein bißchen bares Geld.

Noch hatte sie vierzehn Tage Zeit, bis die Frist des Preisausschreibens abgelaufen war, und Ellinor hatte sich vorgenommen, sich nicht einen Tag früher finden zu lassen. Aber deshalb mußte die Umgebung gewechselt werden. Man wußte nun in New York, daß sie un-nachahmlich einen Frack tragen konnte, aber ob sie als das verwöhnte Millionärskind sich in die einfachsten Verhältnisse schicken konnte, das war noch nicht erprobt. Wahrscheinlich würde man sie auch in dieser Gegend New Yorks nicht suchen.

Ellinor bewohnte ein kleines Zimmer bei Mrs. Buttler in der 11. Street draußen in Hoboken. Mrs. Buttler hatte ein Boardinghaus, so wie es Tausende von Frauen in New York besitzen. In dem Treppenhause roch es immer nach Kohl und Schalem Bier. Wenn die Hochbahnzüge in unmittelbarer Nähe vorüber-fausten, dann zitterten die dünnen Wände.

Als Ellinor am ersten Abend in ihrem kleinen schmalen Bett lag und zu den Modersflecken an der Decke hinaufstarrte, da kam ihr zum ersten Male im Leben der Gedanke, daß es eigentlich auch andere Menschen auf der Welt gäbe, als die, die sie bis jetzt kennen gelernt hatte, Menschen, die um das tägliche Brot arbeiteten. Früher hatte sie immer gedacht, der Ausdruck „um das tägliche Brot arbeiten“, käme nur in Romanen

vor. Jetzt auf einmal war sie mitten drin in dieser Atmosphäre.

Mrs. Buttler hatte sich nicht im geringsten gewundert, als Ellinor ohne irgend eine Anmeldung gekommen war, nur mit einem kleinen Koffer, um ein Zimmer zu mieten. Was ging es sie an, wer das Mädchen war. Wenn sie ihre Miete pünktlich bezahlte, und auch sonst ordentlich war, dann konnte bei ihr wohnen, wer wollte. „Haben Sie denn eine Stellung, Fräulein?“, hatte sie gefragt, als Ellinor ihren kleinen Koffer auspackte. Sie ließ sich gnädig zu einem Gespräch herab, weil Ellinor die Miete für eine ganze Woche im voraus bezahlt hatte, was sonst nie vorkam.

„Warum denn eine Stellung?“, fragte Ellinor verwundert, dann aber fiel ihr ein, daß sie ja jetzt nicht die Tochter des Zeitungskönigs Mac Stanley sei, sondern irgend eine kleine Angestellte.

„Ja, ich habe noch keine Stellung, aber ich soll eine bekommen, in einem Modesalon!“

Ihr fiel im Moment nichts anderes ein.

Aber Mrs. Buttler war nicht weiter neugierig. Die Einzelschicksale ihrer Pensionäre interessierten sie nicht.

„Wann wollen Sie denn morgen geweckt werden?“, fragte sie im Hinausgehen.

„Ach bitte, um ein halb zehn!“

„Ach so, weil Sie noch keine Stellung haben, spielen Sie die feine Dame und schlafen bis in die Puppen? Nun ja, ich kann es verstehen, für unsereinen ist der Schlaf sogar ein Geschenk, denn, wenn Sie erst eine Stellung haben, dann müssen Sie ja auch immer schon früh heraus.“

„Ja, ja, natürlich!“

Es ist nicht so einfach, sich in meine Rolle zu finden, dachte Ellinor.

Zum ersten Mal in ihrem Leben fuhr Ellinor in der Untergrundbahn, zum ersten Mal in ihrem Leben aß sie Mittags in den Freilunchstuben, zum ersten Mal in ihrem Leben wußte sie, was es heißt, die Zeit kostet Geld.

Sie wußte, daß sechs Uhr abends die kostbarste Zeit des Tages war, weil da die Bureaus schlossen. Sie wußte, wenn die Sonne hinter Hoboken rot leuchtete, dann war der Abend da, dann war es Feiertag!

Dann klappen die Kästen über den Schreibmaschinen, die Rollpulte schließen sich, Lifts fahren leer in die Höhe und sammeln in allen Etagen die Leute, die ins Freie streben. Laden- und bureaumüde Gesichter quetschen sich in die Trambahn, langsam ebbt sich der Verkehr im Zentrumsgebiet ab und ergießt sich in die Vorstädte.

Ellinor lernte das arbeitende, werktätige New York kennen. Sie ging durch die Straßen, die dunkel und stidig von Ruß waren. Sie lernte Mrs. Buttlers Speisen essen, die alle gleich schmeckten, die immer dieselben Saucen hatten. Täglich sagte sie sich, du kannst ja jederzeit zurück in dein altes Leben, und doch blieb sie in dem Haus, das nach Kohl und nach Schalem Bier roch.

Auch in den östlichen Straßen von Hoboken hingen die Plakate mit der Aufschrift: Wo ist Ellinor?

Hunderttausend Dollar für Ellnor! Aber niemand schien hier darauf zu achten.

Neben Ellnor wohnte Jimmy. Jimmy war achtzehn Jahre alt und war Statist bei einem kleinen Vorstadtheater, die es zu Hunderten in New York gibt.

Jimmy hatte immer Hunger. Er nahm mit selbigem Lächeln Ellnors Teller entgegen, wenn sie ihre Speisen nicht mehr aufessen konnte.

Jimmy's Traum war, einmal nach Hollywood als Filmschauspieler zu kommen. Aber er glaubte nicht so recht daran, denn dazu gehörte Geld, und wie sollte man heutzutage so schnell Geld verdienen und sparen, wo alles so erbärmlich teuer war.

„Sehen Sie“, pflegte er zu sagen, „man müßte ein paar tausend Dollar haben, nur so viel, daß man sich anständig kleiden kann und den Fahrpreis für den Express bezahlen kann, dann ist man ein gemachter Mann! Aber so viel Geld wird man nie haben!“

„Vielleicht doch, man muß nur die Augen aufmachen! Man kann gar nicht wissen, vielleicht steht auf einmal irgend jemand neben einem, der seine 100 000 Dollar wert ist, ohne, daß man es weiß!“

„Ach nee“, lachte Jimmy dann, „nee, an so etwas glaube ich nicht!“

Niemand wußte, wo Ellnor war. Die tollsten Gerüchte gingen um. Nun war nur noch eine Woche Zeit, dann war die Frist abgelaufen und die 100 000 Dollar zum Teufel!

Das durfte unter keinen Umständen sein. Man sprach alle möglichen Vermutungen aus. Die einen behaupteten, Ellnor sei gar nicht mehr in New York, vielleicht kreuze sie irgendwo mit ihrer Nacht auf dem Meer, sodaß man sie nicht finden konnte. Andere schimpften auf die „Evening Review“ und hielten alles für einen Trick, ja sie gingen sogar so weit zu sagen, daß Ellnor in Wirklichkeit gar nicht existiere und daß man sie am Narrenseil herumführe.

Aber Ellnor kümmerte sich nicht um die Gerüchte, sie kümmerte sich nicht um zufriedene oder unzufriedene Leute. Jeden Morgen sprach sie auf einer Geheimleitung mit ihrem Vater. Diese Gespräche amüsierten ganz New York, denn sie wurden selbstverständlich veröffentlicht.

„Guten Morgen, Pa, wie geht es dir? Mir geht es ausgezeichnet, rauchst du auch nicht zu viel?“ ... und ähnliche Dinge mehr.

Jimmy hatte sich in Ellnor verliebt. Er sparte sich von seinen paar Dollars ab, was er nur konnte und lud Ellnor dann in ein Kino ein.

Ellnor lachte sich tot über die kleinen Vorstadtkinos, in denen man nur rührende Sentimentalstücke spielte. Sie sah neben schweigenden Dienstmädchen, die vor Rührung tropften, wenn das arme Bureau mädchen seinen Grafen heiratet. Sie fand die Menschen wundervoll unkompliziert und beneidenswert zufrieden.

„Ich möchte Sie so gern einmal in ein großes Theater führen, Sie würden staunen, wieviel schöne und elegante Menschen es da gibt, wirklich, man glaubt es nicht, wenn man es nicht schon einmal gesehen hat“, pflegte Jimmy meistens zu sagen, wenn er Ellnor vorsichtig durch die dunklen Straßen zu Mrs. Buttlers Logierhaus zurückbrachte.

„Sie werden es noch einmal sehen“, tröstete Ellnor dann. „Sie müssen nur an das große Wunder glauben, das zu jedem einmal kommt.“

Aber Jimmy pfiff dann nur immer den schönen Schläger:

„Ich glaube nicht an das große Wunder, trallala,

Von dem man immer spricht,

In Wirklichkeit ist alles anders, trallala

Und Wunder gibt es nicht!“

„Haben Sie übrigens schon mal so ein „großes Wunder“ kennen gelernt, Miß Betty?“

Ellnor nannte sich nach dem Paß, den sie dem Express für 3000 Dollar abgelaufen hatte: Betty Glyn.

„Ob ich schon mal das große Wunder kennen gelernt habe, kleiner Jimmy? Ja, ich habe das schönste und größte Wunder kennen gelernt“, sagte Ellnor, sie

dachte an ihre erste Begegnung mit George Wellton. Das war ein Wunder gewesen, ein unglaublich schönes Wunder!

„Ach nee, Miß Betty, erzählen Sie doch mal, das finde ich ja rasend interessant!“

„Nein, Jimmy, da gibt es nichts zu erzählen, das ist eine Sache mit viel Liebe und lauter solchen Sachen, von denen Sie noch nichts wissen dürfen!“

Jimmy tat gekränkt.

„Ich dachte, Sie liebten mich, und nun erzählen Sie mir auf einmal, daß Sie einen anderen lieben, das ist doch haarsträubend! Hat er denn wenigstens was und ist er was? Warum ist er denn noch nie in Erscheinung getreten?“

„Ich glaube, er will nichts von mir wissen, Jimmy!“

„Das muß ja 'n Idiot sein!“

„Ja, Jimmy“, lachte Ellnor und sie blieb vor ihrem Bild an der Liftsäule stehen, „manche Leute laufen stundenlang neben ihrem Glück her, und sie merken es nicht!“

Dabei kniff sie Jimmy aufmunternd in den Arm und sie tobten wie zwei wilde Rangen die Treppen hinauf, daß Mrs. Buttler wie eine Furie aus der Tür geschossen kam.

Nun lebte Ellnor schon fünf Tage in der 118. Street in Hoboken.

Eines Morgens klopfte Jimmy schon um ¼9 Uhr an Ellnors Zimmertür.

„Kann ich reinkommen, es ist etwas ganz Wichtiges!“

Ellnor warf sich schnell einen Morgenrock über und ließ Jimmy eintreten.

Jimmy setzte sich mit ernster Miene auf Ellnors Bettrand. Er erklärte, es ginge nicht so weiter.

„Was geht nicht so weiter?“, fragte Ellnor erschreckt. Der Bengel hatte sich doch hoffentlich keine Späne in den Kopf gesetzt.

Jimmy schnaufte wie ein Walross, er kam sich furchtbar wichtig vor.

„Es geht nicht so weiter, daß Sie den ganzen Tag nichts tun. Ein anständiger Mensch arbeitet! Gut, Sie haben mir erzählt, Sie hätten sich von Ihrer letzten Stelle her ein paar Dollar gespart, das ist aber noch lange kein Grund, sich auf die faule Haut zu legen. Eines Tages ist das Geld alle, und dann sitzen Sie da, kein Was kümmert sich dann um Sie, bilden Sie sich nur nicht ein, daß Ihr mysteriöser Bräutigam dann mit dem gepickten Portemonnaie dasteht. In der Beziehung ist auf Männer kein Verlaß. Jimmy schöpfte Atem.“

Ellnor lachte hell auf.

„Jimmychen, ich möchte zu gern wissen, wo Sie Ihre Erfahrungen gesammelt haben? Aber vielleicht haben Sie recht. Was soll ich aber tun, um Gottes willen. Ich habe gar nichts gelernt!“

„Jeder vernünftige Mensch kann ein bißchen Schreibmaschine, dumm sind Sie doch auch nicht!“

„Nein, nicht übermäßig, und Schreibmaschine kann ich auch, so ein kleines bißchen!“

„Na schön, dann ist ja alles in Ordnung, dann werden Sie morgen in dem Betrieb von George Wellton als Sekretärin anfangen!“

„Wo soll ich anfangen?“, fragte Ellnor ganz entsetzt, sie dachte, sie hätte sich verhöhrt.

„Na, Sie brauchen mich nicht so entgeistert anzustarren, die Spinnereibetriebe von Wellton sind ein erstklassiges Geschäft und der Chef selbst sucht eine Sekretärin. Was wollen Sie mehr? Ich habe die Stellung schon für Sie reservieren lassen. Ich bin nämlich ein Dufzfreund von dem Portier bei Wellton, der hat mich sofort heute früh angerufen, ich habe nämlich die Portiers von all den großen Betrieben organisiert, daß sie es mir gleich melden, wenn irgendwo eine Stellung frei ist, die wissen ganz genau, daß ich immer ein paar — hm — Freundinnen an der Hand habe, denen ich Stellen besorgen muß. Ich habe dem Portier von Wellton gleich eine Theaterkarte versprochen und nun ist Ihnen die Stellung so gut wie sicher, denn der läßt nun keine andere herein, bis Sie kommen!“

(Fortsetzung folgt.)

## Dr anhängliche Gäser.

Als ich gärslich ging am Schtrand  
Frehlich ohne Sorgen,  
Ruht ich bläblich wie gebannt  
Uff ä Schtimmen horchen.

Un ä Gäser mit Gebrumm  
Daat ans Härz mir flisen.  
Grabble bischen uff mir rum,  
Dacht'ch un lieben flisen.

Wie ich ahmds vorm Schbiechel nu  
Mache Doaläbde,  
Sibt dr Gäser, där Filuh,  
Brav schon uff mein Bädde. Rene Voigt.

## Das Gedicht.\*)

Von Gustav Halm (Köln).

Zu vierten saßen sie heut an dem grünen Schreibtisch in der großen Stube; es war eine seltsame Gesellschaft zusammen: ein Bogen Papier, eine Seele, ein Tintenfaß und ein Federhalter.

Als ich zu ihnen ins Zimmer trat, stand ein Gedicht auf dem Bogen Papier, und die Tinte war noch feucht und glänzte. Da hörte ich sie flüstern und hielt mich still, um ihre Worte zu vernehmen.

Leise knisterte das Papier: „Sehet mich an, welch prächtiges Gedicht ich aus dem Nichts geboren habe! Bin ich nicht ein Dichter, dem ihr Ehrfurcht geben müßt?“

„Ach was“, knirschte die Feder und spretzte die Beine auseinander, „ich bin der Zauberstab, der gedichtet hat! Mir gebührt die Ehre, und nicht dir, du altes Papier!“

Entrüstet drehte ihr der Bogen ein Gekelsohr zu, denn er war neu und trug einen Adler im Wasserzeichen, während doch der Federhalter ganz grün war und lieber schweigen sollte.

Da gluckste es in dem Tintenfaß — und eine stahlblaue Blase quoll bis zu dem Flaschenrande empor: „Schweigst — ihr dummen Dinger — ich bin der Dichter! Seht, wie vornehm ich bin! Ich trage des Kaisers Bild auf dem Leibe, und habe dunkelblaues Blut! Beugt euch vor mir, denn ich habe dieses Gedicht geschrieben!“

Die Seele sah und sagte gar nichts, sondern wiegte nur ihr oberes Ende — denn Seelen haben keinen Kopf — gedankenvoll hin und her.

„Dichte!“ sagte das Papier und räusperte sich — aber der Federhalter schwieg. — „Du kannst es nicht!“ — „Ei, so tu du es doch!“ — „Nein, ich habe bewiesen, daß ich es kann“, sagte das Papier, „ich besitze es schwarz auf weiß!“ und es faltete sich energisch zusammen. — „Bon“, sagte der Federhalter — denn er war früher mit in der Unterprima gewesen und konnte ein wenig Französisch — „bon, Sie sehen, daß ich Sieger bin!“ — und er machte sich selber eine sehr steife Verneigung. — „Nein“, sagte das Tintenfaß und schäumte fast vor Zorn, — „gar nichts sehe ich davon!“ — „Ei, so dichten Sie doch, alte Flasche!“ — „Das habe ich nicht nötig“, sagte die Flasche, „das alaubt man mir auch so!“ — und dann waren sie alle drei eine Zeitlang still.

Doch es ging ihnen immer noch nach — und endlich wandten sie sich zusammen an die Seele, weil sie so ruhig und unparteiisch dabei saß, und fragten sie, wer von ihnen das Gedicht verfertigt habe.

Die Seele erwiderte: „Der, der es allein und ohne Hilfe eines anderen ebenso vollbringt.“

Und nun versuchten sie alle zu dichten. Krampfhaft krachte der Federhalter in der Luft herum — und die Tintenflasche lag auf dem Bauch und ließ ihre Tintentropfen auf die Erde platschen — und das Papier brütete schweigend über dem Nichts, um ein Gedicht daraus zu erzeugen — und als eine halbe Stunde vorüber war, hatten sie nichts zuwege gebracht als die schwarzen Kleckse am Boden.

„Ich will es euch sagen“, sagte die Seele, „wer das Gedicht gedichtet hat“ — und dann füllte sie plötzlich den ganzen Raum und strahlte und war so schön, wie nie, — und jedes ihrer Worte war ein Gedicht, und alle zusammen waren sie eines, das tausendmal schöner war als das, zu dem Feder, Tinte und Papier geholfen hatten — und dann auf einmal war sie winzig und bescheiden, wie zuvor — und sogar ein wenig schallhaft, denn sie zerriß das Papier mit ihren vorligen Versen, warf die leere Flasche in den Papierkorb und legte den Federhalter in die dunkle Schublade — ja — und dann? — Dann flog sie zum Fenster hinaus — eins — zwei — drei! Geht nur hinaus und hascht sie! — Ich weite, sie bringt euch neue Gedichte mit!

\*) Auf Grund dieser Arbeit erhielt der Verfasser eine Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung.

## Simba.

Skizze von Max Zeumer.

Während draußen das weite, an die Terrassen des Leikkipiaplateaus stoßende Steppengelände vom Sonnenglanz erfüllt war, spendete der tiefe, höhlenartige, aus Felstrümmern und Steinplatten gebildete Unterschlupf seinem grimmigen Gast, der im Morgengrauen seinen Einzug gehalten hatte, Schatten und Kühle. Das mächtige, mit dunkler Mähne geschmückte Haupt zwischen die kräftigen Vorderpranken gebettet, gab sich Simba nach dem erfolgreichen nächtlichen Raubzug und dem daran schließenden schweißgerichten Mahl der wohlverdienten Ruhe hin.

Von Zeit zu Zeit blinzelten die sonst so funkelnden Seher aus schmalen Schlitzen in die sich tief unter ihm ausbreitende Steppe hinaus, über deren ausgedörrtes Stengelgarn die glühend heiße Luft in flimmernden Wellen wogte. Ein einsamer, vom Grasfeuer vernichteter Baum streckte nicht allzufern von Simbas Schlupfwinkel die nackten, weißen Äste gen Himmel. Dort hatte die Großtate das aus dem Viehstall der Massai geraubte Kalb verzehrt, um dessen Reste sich nun die Geier stritten.

Da rollt von dem hinter Simbas Schlupfwinkel hell aufsteigenden Abhang ein Stein herab und reißt den König der Steppe aus seinem leisen Schummer. Der Laut menschlicher Stimmen bringt an seine zurückgelegten Gehöre, und unwillig über die Störung seiner Ruhe entblößt er den furchterweckenden Fang. Ein Felsbrocken, der mit hartem Aufschlag vor dem Höhleneingang niederfällt, läßt die Großtate hoch werden und ein kurzes, grollendes Gurgeln entringt sich ihrer Kehle.

Wie ein elektrischer Schlag wirkt diese Daseinsbefundung auf den schlanken, sehnigen Massai Führer, der hoch über dem Schlupfwinkel des Löwen einige Hershschläge lang zur Bildsäule erstarrt. Dann hebt seine schwarze Faust den mit fast meterlanger Klinge versehenen Speer hoch empor, und dem stummen Befehl des Führers gehorchend, gleitet der Schwarm seiner Stammesgenossen, die dem nächtlichen Besucher ihres Viehstalles seit Stunden auf der Fährte sind, den Abhang hinunter, um dann in weitem Ring die den Feind ihrer Kinderherden bergende Höhle zu umfassen.

Während ein Teil der Massai oberhalb des Schlupfwinkels Posten faßt, engt sich der Kreis der anderen mehr und mehr zusammen. Die Aussicht auf den bevorstehenden Kampf läßt die Augen der wilden Jäger vor Freude blitzen. Gedacht durch die großen, mit Ochsenhaut überzogenen Schilde, den schweren Speer wurfbereit in der Faust, drängen die ihrem Gegner an Wildheit nicht nachstehenden Krieger dem Höhleneingang zu. Mit funkelnden Sehern verfolgt die zum Kampf gestellte Großtate die Bewegungen der Massai, deren phantastischer Kopfschmuck den von Kampfseater erlittenen Kriegern ein wahrhaft furchterweckendes Aussehen gibt. Ein von schwarzer Hand in die Höhle geschleudert Stein trifft den König der Steppe, der mit donnerndem Gebrüll zum Angriff übergeht. Ein einziger, riesiger Satz trägt die Bestie dicht vor die Front ihrer Bedränger, die ihr Erscheinen mit wildem Kriegsruf begrüßen.

Ein kurzes, den Bruchteil einer Sekunde umfassendes Stutzen. Aufgepeitscht durch das durchdringende Gellen der Massai setzt Simba zum Sprung an. Da trifft ihn die scharfe Schneide des ersten nach ihm geworfenen Speeres hart über der Hinterhand und schlitst die narbenreiche Dede auf. Mit einem wütenden Aufbrüllen fährt der Getroffene zähnefleischend herum, um im gleichen Augenblick von einem zweiten Speer dicht hinter der linken Vorderpranke getroffen zu werden. Ungeachtet der schweren Wunde schnellst die Großtate wie ein Ball empor und stürzt sich auf den Kreis ihrer Bedränger. Der Anprall wirkt den Zunächststehenden über den Haufen. Ein furchtbarer Prankenhieb schleudert den dedenden Schild des Überraschten zur Seite, und während die Faust des Kriegers nach dem kurzen, messerartigen Schwert greift, gräbt sich der Fang Simbas in die Schulter des Niedergeworfenen.

Ein aus nächster Nähe geschleudert Speer, der tief in seine Flanke eindringt, zwingt ihn zur Aufgabe seines blutigen Nachswerkes. Als er brüllend auffahrend sich nach einem anderen Opfer umsieht, treffen ihn gleichzeitig zwei Speere, deren breite, schwere Klingen dem Lebenssaft der Großtate neue Ausfallstore erschließen. Vom schweren Blutverlust taumelnd, setzt Simba, dessen Kampfeswille das ihn anfallende Schwächegefühl noch einmal überwindet, erneut zum Sprunge an. Doch der Tod ist stärker als der Lebenswille der trotigen Rake, die jetzt, von neuen Speeren getroffen, zusammenbricht.

Noch einmal will der König der Steppe hoch. Aber der Führer der Massai, ihm an Gewandtheit ebenbürtig, demt ihm heranzustürmend die Klinge seines Speeres in den Leib. Ein kurzes Aufjaulen, ein letzter Prankenhieb, und Simba rollt leblos zwischen die ihn nun umspringenden Massai, deren Siegesjubel sich dann in einem Tanze Luft macht.



## Vorgetan und nachbedacht . . .

### Unterlassungssünden der Hausfrau.

Betrüben wir uns nicht, wenn wir Frauen es gebracht, nicht wahr! Was lernen und können wir heute nicht alles, auf wievielen Gebieten steht die Frau heutzutage „ihren Mann“! Sie ist energisch, tatkräftig, findig, geistesgegenwärtig, selbständig — und manchem Manne wird förmlich etwas bange vor dem so außerordentlich vervollkommenen Top „Frau“. Aber dann liegt bei irgend einer Gelegenheit doch ein erleichtertes und ein wenig spöttisch-schadenstrophes Lächeln über seine Züge, wenn nämlich Eva, die moderne, kluge, tüchtige, umsichtige Eva, irgendeine jener kleinen Dummheiten (oder sagen wir galanter: Unterlassungssünden!) begeht, die für die Frau von heute merkwürdigerweise noch ebenso charakteristisch sind wie für die Frau von einst, die noch nichts von Frauenbewegung, Frauenstudium, Frauenberufen wußte. . . .

Ja, es gibt so manche kleine Unterlassungssünden, die gerade für die Frauen typisch sind, deren sich ein Mann nie oder doch selten schuldig machen würde, die aber nicht etwa einem Mangel an Intelligenz, sondern lediglich einer gewissen Fahrlässigkeit entspringen. Zu dieser Fahrlässigkeit treibt die Frauen oft ihr rasches Temperament, die Intensität ihres Erlebens, die sie ruhigeren Erwägungen wenigstens zeitweise unzugänglich macht. Wenn dann hinterher die Überlegung kommt, ist es nicht selten zu spät, und die Vorurteile hat vielleicht zum Schaden noch den Spott ihres Ehemanns zu tragen.

Wie ärgert man sich, wenn man dann dem Schöpfer recht geben muß, nicht wahr! Darum wollen wir das alte Sprichwort beherzigen: „Vorgetan und nachbedacht, hat manchem arge Beine gebracht!“ Wir wollen z. B., wenn wir zum neuen Kleide Besuch oder Stoffzulaten kaufen, wenn wir Vorhänge, Decken, Kissen und ähnliches zu unserem bereits vorhandenen Besitz passend ersetzen wollen, uns den Kauf erst gründlich ansehen, ehe wir das entscheidende Wort sprechen. Und zwar empfiehlt es sich, die Probe auf Übereinstimmung nicht nur bei Tage, sondern auch bei künstlichem Licht zu machen, welches möglichst demjenigen entspricht, das man zu Hause hat.

Bei der Beschaffung von Material zu Handarbeiten usw. begeht die Käuferin auch häufig den Fehler, aus falscher Sparsamkeit zu wenig Stidgarn, Stoff und dergl. zu nehmen. Namentlich wenn es sich um seltener vorkommende Farben oder Stoffe handelt, ist die später etwa notwendig werdende Ergänzung dann schwierig, wenn nicht unmöglich. Wollte z. B. fällt selten in mehreren, zeitlich auseinanderliegenden Lieferungen völlig gleich im Ton aus, und so tut man immer gut, sich eine kleine Reserve davon — auch für den Fall etwaiger Reparaturen oder Ergänzungen — hinzulegen. Wird die Reserve nicht gebraucht, so läßt sie sich immer noch einmal anderweitig verwenden.

Wenn man Schuhwerk kauft, so sollte man bei dieser Gelegenheit nicht gerade die dünnsten und leichtesten Strümpfe anschauen, die man besitzt, denn man muß daran denken, daß man im Winter etwas dickere Fußbekleidung trägt. Andererseits muß auch dem Umstände Rechnung getragen werden, daß man im Sommer, bei Hitze oder nach langem Gehen, meist etwas geschwollene Füße hat. Ähnlich verhält es sich mit den Mänteln und Kostümen usw., die man für den Winter kauft. Man sollte sich vor der Wahl darüber klar sein, welche Stoffe — also dickere oder dünnere — man darunter zu tragen gedenkt, vor allem aber, ob man mit oder ohne Wieder gehen wird. Namentlich dies letztere ist von Bedeutung für den Sitz des Kleidungsstückes, denn auch das modernste und bequemste Nieder verursacht gewisse Veränderungen unserer Körperforme und unliebsame Überraschungen sind oft die Folge, wenn man diese Tatsache nicht berücksichtigt.

Immer noch kann man — auch selbst bei tüchtigen und neuzeitlichen Hausfrauen — die Beobachtung machen, daß sie ihre Koch- und Backkünste mehr aufs Geratewohl ausüben, als nach genauen Richtlinien. Enttäuschungen und Misslingen sind oft die Folge, wenn man z. B. einem Gericht „einen Schub“ Essig, ein „Prischen“ Salz, einen Löffel voll dieser, eine Handvoll jener Zutat hinzufügt. Hände, Löffel, Tassen und Gefäße sind häufig verschieden, und hat die Mengenangabe für den einen Haushalt gestimmt, so ist sie möglicherweise für den nächsten ganz und gar nicht mehr zutreffend. Das Sicherste ist und bleibt, sich alle solche un-

stimmten Angaben auszuprobieren und in Gramm und Liter umzurechnen, dann hat man eine allgemein gültige Norm und schützt sich vor Ärger und Schaden. Ebenso ist es richtig und wichtig, Gefäße, Backformen u. a. vorher auszumessen, ob sie für das Bratenstück, die Kuchenmasse oder den Pudding groß genug sind; sonst steht man leicht im entscheidenden Moment ratlos da und denkt: Vorgetan und nachbedacht.

Das gleiche gilt in der Kranken- und Kinderpflege. Hier ist es oft von besonderer Wichtigkeit, daß die Mengen- oder Temperaturvorschriften des Arztes genauestens befolgt werden. Warme Bäder und Packungen z. B. haben ganz andere Wirkungen, als kalte oder halbwarme, und niemals verlasse man sich bei der Prüfung der Temperaturen auf sein Gefühl, sondern einzig und allein auf die Angaben des Thermometers! Auch bei Medicinen ist größte Genauigkeit erforderlich. „Auf ein paar Tropfen mehr oder weniger kommt es wohl nicht an!“ denkt z. B. die Pflegerin, aber gerade diese paar Tropfen können von entscheidender Bedeutung sein. Man veräume deshalb nie, wenn man etwa eine regelrechte Tropfflasche zur Hand hat, das Fläschchen oder Glas mit dem Stopfen oder mit einem Wassertropfen anzufeuchten, ehe man die Tropfen in den Löffel zählt. Auf diese Weise fließt die Medizin gleichmäßig aus der Flasche, und man kann genau zählen.

Das gleiche gilt von den Abmachungen mit Hausangestellten, Mietern oder Vermietern u. a. „Über das Nähere werden wir uns schon einig werden!“ Diese Bemerkung hört man so oft unter weiblichen Vertragsschließenden, und sicher ist — namentlich zu Anfang, auf beiden Seiten der ehrliche gute Wille da, sich zu verständigen. Aber bald schon ergeben sich Meinungsverschiedenheiten über die Dauer und Art der Arbeitsleistung, die Entlohnung, die beiderseitigen Rechte und Pflichten. Das Ende vom Liede ist, daß sich die Parteien vor Gericht gegenüberstellen und eine Fülle von Ärger und Unannehmlichkeiten aller Art. „Es ist abgemacht, daß . . .“ heißt es dann häufig von der einen Gegnerin, und „davon haben Sie mir nichts gesagt!“ wehrt sich die andere. „Ja, meine Damen, mit solchen ungenauen Vereinbarungen ist nichts anzufangen!“ ist gewöhnlich der Spruch des Richters. Darum heißt es auch hier: „Wer schreibt, bleibt!“ — und wer eine Angestellte engagiert, ein Zimmer vermietet oder sonstwie rechtliche Abmachungen trifft, tut gut, die genauen Bedingungen in Zeugnissen gegenwärtig, noch besser aber schriftlich zu fixieren, ohne daß deshalb das schöne Wort von „Treu und Glauben“ seinen Wert und seine Bedeutung verliere!

### „Über den Geschmack ist nicht zu streiten!“

Hundertmal hören wir dieses Wort. Es wird als feststehende Wahrheit betrachtet, aber ist es denn wirklich so feststehend, so unangreifbar? Zu dieser Frage äußert sich die von Hofrat Dr. Alexander Koch herausgegebene Kunstzeitschrift „Stidereien und Spiken“ in ihrem soeben erschienenen reich illustrierten Oktoberheft. Nein, sagt sie, die Behauptung, daß über den Geschmack nicht zu streiten sei, ist falsch. Dieses erweist sich, wenn man beherzigt, daß es nichts Bildsameres, Erzieherischeres gibt als gerade den Geschmack: es gibt nicht einen guten und einen schlechten, sondern nur einen erzogenen und einen unerzogenen Geschmack. Angeborene Befähigung kann den Weg zu einem klaren Geschmacksurteil wohl erleichtern — aber im Grunde ist jeder für seinen Geschmack verantwortlich, wie für seine Kleidung, für seine Körperpflege. Einen „schlechten“ Geschmack hat nur derjenige, der es unterlassen hat, für die Schulung seines Geschmacks etwas zu tun, — gut, aber was ist denn zur Schulung des Geschmacks zu tun?, lautet die Gegenfrage. — Geschmack haben heißt „Unterscheiden können“. Unterscheiden kann aber nur der, der Vieles kennt, der Vieles gesehen und erprobt hat. Also ist der einzige Weg zur Erzielung eines haltbaren Geschmacksurteils: ausgebreitete Materialkenntnis, Anschauung und persönliches Erleben. Viel und Vielerlei ansehen, abwägen, vergleichen; wissen, was es auf einem Gebiet an Spitzenleistungen gibt. Und alle die heiteren Einzelheiten, die vielen eleganten Gebrauchsdinge, die das Oktoberheft von „Stidereien und Spiken“ vorführt, sind nicht nur Dinge zum „Haben“ oder zum Nacharbeiten. Sie sind auch Helfer zur geschmacklichen Erziehung, zur geistigen Gesamtförderung des Lesers.